



Stärker als manche denken!

Es gibt nichts Gutes ausser: Man tut es.

Von Josef F. Künin

Erich Kästners Epigramm zur Moral im Titel oben gilt sinngemäss auch für die Schweiz und für unser Magazin Pro Schweiz. Wie wir etwas Gutes tun ist wichtig. Entscheidend aber ist, dass es überhaupt getan wird!

Deshalb hier also die erste Nummer von Pro Schweiz. Um Ideen und Gedanken einen Platz zu geben, die einen positiven Beitrag für die Schweiz beinhalten! Um Leute zum eigenständigen Denken, Reden und Handeln anzuregen! Um Neues, Kreatives, Zukunftsträchtiges entstehen zu lassen! Um das bereits Gute zu würdigen und nicht zu vergessen!

Die Erstausgabe gestalten zehn Persönlichkeiten mit Antworten auf die Frage: Wie wünsche ich mir die Schweiz?

Gerne nehmen wir auch Ihren Beitrag dazu entgegen. Schreiben Sie uns einfach!

In der nächsten Ausgabe wird das Verhältnis Schweiz - EU beleuchtet und somit Bezug genommen auf die gleichnamige

Wie wir etwas Gutes tun ist wichtig. Entscheidend aber ist, dass es überhaupt getan wird!

Veranstaltung an der Universität Luzern vom 31. Mai 2019. Es sind weitere Themenschwerpunkte geplant, die eine Leserschaft ansprechen sollen auf der Suche nach ehrlicher, möglichst unabhängiger und faktenorientierter Information. Wo immer möglich so abgefasst, dass nicht nur kritisiert, sondern vor allem auch kreativ und konstruktiv argumentiert wird. Für eine gedeihliche Zukunft der Schweiz. Wir zählen auf Sie, liebe Leserin, lieber Leser und sind stets offen für Ihre Meinung zu unserem neuen Magazin! ■

Inhalt

3	Vision Schweiz Von Alexander Wili
5	Die Schweiz: Das Land der verkannten Stärken Von Werner Schaeppli
7	Kulturelle Vielfalt und Solidarität Von Allan Guggenbühl
10	Rückbesinnung auf das Gute der Vergangenheit Von Peter Baumgartner-Jost
12	Souverän, frei, stark Von Thomas Fuchs
14	Mehr Mut für unser Land Von Thomas Bornhauser
16	Warum die Schweiz unabhängig bleiben muss Von Thomas Kaiser
19	Weniger Wunschdenken dafür mehr Realitätssinn Von Irene Aegerter
21	Wider Gesetzes- und Verordnungsflut durch Widerstand von unten Von Walter E. Abegglen
23	Die Schweiz gemeinsam weiter bauen Von Eduard Käser
24	Impressum



Machen statt Jammern!

Vision Schweiz

Von Alexander Wili

Machen statt Jammern! So einfach ist meine Vision für die Schweiz! Wenn jeder Mensch seine Fähigkeiten nutzbringend einsetzt, gedeiht unser Land! Ich liebe unser Land, möchte ihm eine gedeihliche Zukunft wünschen und – soweit es noch in meinen Kräften liegt – dazu beitragen.

Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft

Zu uns Schweizern gehört Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Aber gut tun würde uns vor allem mehr Gesprächsbereitschaft. Sprechen wir doch mehr mit unseren Nachbarn und Quartierbewohnern, etwa spontan bei irgendeinem Anlass, an der Bushaltestelle oder im Tram. Wir können Fragen stellen, Ideen entwickeln, Initiativen fördern, Junge und Abstinente ermuntern, Weitblick eröffnen und Selbstvertrauen fördern.

Verbesserung durch gemeinsames Handeln

Wenn etwas in unserem Dorf, unserer Stadt, unserem Land nicht gut ist, kann man es verbessern, oft durch gemeinsames Handeln von Bürgerinnen und Bürgern. Braucht es zudem politische Intervention, können wir bei der richtigen Stelle aktiv werden, etwa einen Leserbrief schreiben, an einer politischen Versammlung teilnehmen oder sie organisieren, an die Gemeindeversammlung gehen und dort auftreten, Hemmungen ablegen. Wer politisiert, will vor allem der Allgemeinheit nützen. Also mitmachen und aktiv werden!

Reform von Institutionen und politischen Abläufen

Viele Institutionen sind träge geworden, kompliziert und immer mehr auf Entschädigungen ausgerichtet. Als ich politisierte, habe ich damit nichts verdient, sondern im Gegenteil Geld für Verbesserungen ausgegeben. Mit Mitbürgerinnen und Mitbürgern Lösungen diskutieren und suchen, ist interessant und fördert das Zusammenleben. Im heutigen politischen Ablauf kann ich vieles nicht mehr begreifen. Warum verbietet man auf Bundesebene Volksinitiativen für Gesetze und zwingt so die Initianten auf die Verfassungsstufe? Warum können nicht die kantonalen Regierungsräte den Ständerat stellen und damit Direktorenkonferenzen ersetzen? Warum kann man Männer und Frauen nicht überall gleichstellen, auch beim Rentenalter, in der Firma, im Militärdienst etc. und entsprechende Fragen dem Volk ohne Verknüpfung mit ganz anderen Themen zur Abstimmung unterbreiten? Es gäbe viel zu tun, aber man müsste es anpacken! Man? Nein. Wir, Du und ich!!

Dezentralisierung und Föderalismus wo immer möglich

Gemeinden und Kantone sind für unseren Zusammenhalt und unser Wohlbefinden wichtiger als der Bund. Also sollte man nicht immer zentralisieren, zusammenlegen, von oben organisieren, sondern Eigenheiten und Unterschiede tolerieren, von den besten Erfahrungen profitieren, Traditionen erhalten und zu Neuem ermuntern.

Zum Autor



Alexander Wili, von und in Kriens, wo er 1930 geboren wurde. Mittelschule in Engelberg und Luzern (Matura 1950). Studium an den Universitäten Zürich, Freiburg und Bern, verbunden mit Aktivitäten in der Zofingia. Anwalts- und Notariatspatent 1956. Parteisekretär der Liberalen Partei des Kantons Luzern und Administrator des Luzerner Tagblattes. 1959 Eröffnung eines eigenen Anwalts- und Notariatsbüros in Kriens, wo er als Schulpflegepräsident und Einwohnerratspräsident wirkte. Mitglied des Grossen Rates (1955–1960), nebenamtlicher Kriminalrichter (1960–1978) sowie Synodalrat und Synodalratspräsident der röm.-kath. Landeskirche (1970–1973). Gründer von rund 200 liberalen Baugenossenschaften und Ehrenpräsident des Schweizerischen Verbandes liberaler Baugenossenschaften (später umbenannt in «Wohnen Schweiz»). Divisionsgerichtspräsident. Präsident der Liberalen Partei des Kantons Luzern (1988–1991). Vorstandsmitglied des Vereins «Gesellschaft und Kirche wohin?» und von 2008 - 2010 deren Präsident. Die Generalversammlung verlieh ihm 2010 die Ehrenurkunde und ernannte ihn zum Ehrenpräsidenten des Vereins «Gesellschaft und Kirche wohin?». Zudem war er Gründungsmitglied und von 2006 – 2010 Stiftungsrat der Stiftung «Freiheit & Verantwortung». 2009 war er deren Präsident ad interim. 2010 wurde er anlässlich seines Rücktritts zum Ehrenmitglied des Stiftungsrates ernannt und erhielt die Ehrenurkunde der Stiftung. 2018 übernahm er in einer anspruchsvollen Situation erneut das Präsidium der Stiftung «Freiheit & Verantwortung» und des Vereins «Gesellschaft und Kirche wohin?».

Machen statt Jammern!

Jeder Mensch hat Fähigkeiten, kann sie vielfältig und auch für andere nutzbringend einsetzen. Ich habe das ein Leben lang nach Möglichkeit getan. Beispielsweise habe ich viele liberale Baugenossenschaften gegründet. Da haben sich Bürger einer Gemeinde oder eines Quartiers zusammengerauft, um preisgünstige Wohnungen vor Ort zu erstellen. Fast alle diese

Wer politisiert, will vor allem der Allgemeinheit nützen. Also mitmachen und aktiv werden!

Genossenschaften haben sich gut entwickelt, meistens ohne Subventionen, einfach indem ein lokales Bedürfnis am Ort in gemeinsamer Selbsthilfe und mit gemeinsamem Geld abgedeckt wurde. Ähnliches passiert meines Wissens in unzähligen anderen sozialen, baulichen und kulturellen Projekten, in vielen Städten, Dörfern, Gesellschaften und Vereinen unseres Landes. Das ist die Schweiz, wie ich sie mir wünsche. ■

Modern und funktional: Die Pont Hans-Wilsdorf Brücke in Genf.



Die Schweiz: Das Land der verkannten Stärken

Von Werner Schaeppi

Heute nehme ich die Schweiz als Land der verkannten Stärken wahr. Als ein Land, dessen Qualitäten, Werte und Eigenheiten zunehmend im Schatten der globalen Einheitskultur stehen, und das Gefahr läuft, zwischen falscher Bescheidenheit und innerer Selbstzerfleischung seine eigene Grösse und globale Bedeutung zu unterschätzen.

Nährboden für substanzielle Ideen und Visionäre

Natürlich fällt es schwer, die Schweiz als Protagonistin der Globalisierung zu verstehen, und sicher sind wir auch nicht gemeinhin die Heimat der disruptiven Visionäre. Und doch: Die Schweiz bietet traditionell den Nährboden, auf dem Ideen gediehen, welche die Menschheit prägten und nachhaltig beeinflussten. Denken wir an den Schweizer Aufklärer Jean-Jacques Rousseau, der mit seinen Schriften die amerikanische Verfassung beeinflusste und als Urvater der ökologischen Bewegung gilt, an Paracelsus, der das Tor zur modernen Medizin öffnete, an Johann Heinrich Pestalozzi, an Henry Dunant, an den Reformatoren Zwingli oder etwa an Calvin, ohne dessen Denken es die kapitalistische Marktwirtschaft, wie wir sie heute kennen, nicht gäbe. Und auch im Umfeld von Bau- und Architektur, mit dem ich mich beruflich befasse, finden sich zahlreiche Schweizer Ausnahmeerscheinungen mit weltweiter Ausstrahlung. Ich erinnere an Domenico Fontane, Erbauer des Petersdoms, an Francesco Borromini, den Architekten der Renaissance-Päpste, an den Visionär Le Corbusier

und natürlich an unsere Zeitgenossen Botta, Zumthor, oder Herzog & de Meuron.

Erfolg durch «rede miteneand!»

Die Schweiz ist zweifellos eines der erfolgreichsten Länder der Welt. Und auf diesen Erfolg dürfen wir stolz sein. Toleranz, Offenheit, Rechtschaffenheit, eine spezifische, schweizerische Dialogkultur sowie ökonomische Stabilität sind jene Basis, welche geistigen Freiraum schafft, um Grosses entstehen zu lassen. Ein Eckpfeiler der Schweizer Erfolgsgeschichte ist der Dialog an der Basis. Diesen Bottom-up-Dialog sehe ich als verkannte Schweizer Kernkompetenz, die im Zuge der Globalisierung an Relevanz zu verlieren droht. Dabei wäre gerade dieser demokratische Dialog eine Antwort auf viele aktuelle Herausforderungen unserer Zeit. Bottom-up-Dialog heisst, alle Beteiligten in den Kommunikationsprozess einzubeziehen oder, wie unsere Vorfahren noch zu sagen pflegten, «Du chasch vom tümmschte Siëch no öppis lehre!» Den Wert der Schweizer

Die Schweiz ist zweifellos eines der erfolgreichsten Länder der Welt.

Dialogkultur an der Basis sehe ich nicht im nivellierenden Kompromiss, bei dem grosse Ideen bisweilen zum langweiligen pragmatischen Abklatsch verkommen. Nein: das Wesen und die Essenz des Schweizer Dialogs ist, dass er durch Respekt und Wertschätzung Sichtbarkeit erzeugt. Die Schweizer Kommunikationstugend basiert auf dem Fakt, dass sie jeder Mann eine Stimme gibt. Jeder hat das Recht und darf im Gefühl leben, dass seine Meinung es wert ist, gehört zu werden. Dieses Empfinden ist die Basis unseres Selbstverständnisses, unserer kollektiven und individuellen Identität.

Fehlende Sichtbarkeit oder Nicht-Beachtung scheint im Grossen ein Treiber für die Globalisierungsängste breiter Massen und im Kleinen die Quelle für den verbreiteten negativen Trend zum Nein-Sagen, Verweigern, Verzögern. Er ist im Alltag Auslöser für den Wunsch nach Abschottung, Missgunst, Sturheit und Nörglertum. Gerade im Kontext städtebaulicher und baulicher Entwicklung beobachte ich eine neue, negative Qualität, Veränderungen als Bedrohungen statt als Chance zu verstehen. Die Folge dieser Haltung sind Verzögerungen und Verhinderungen durch Einsprachen, Prozesse, Prinzipienreiterei und letztlich das Gefühl, wonach jeder seine persönlichen Partikularinteressen durchsetzen wolle. Diesen Trend als Ausdruck von kleingeistiger, schweizerischer Biederkeit abzutun, wäre zu kurz gegriffen. Der Verweigerungsvirus hat auch an sich weltoffene, gebildete Kreise erreicht. Aufgrund der grassierenden Selbstzentriertheit und der Wertvorstellung, dass Durchsetzungsfähigkeit mit Stärke und Erfolg korreliert,



sinkt die Bereitschaft, neue Ansätze, Visionen und Projekte offen und konzilient zu bewerten. So kommt es, dass das Bild vom halbleeren Glas zunehmend die Sicht auf die Zukunft prägt.

Schweizerische Dialog-Kultur

Die Schweizer Kultur des Bottom-up-Dialoges bietet sich hier als erfolgsversprechender Ansatz an. Der Dialog erzeugt nicht nur Sichtbarkeit, sondern öffnet auch den Blick auf das Ganze. Alleine diese Erweiterung des Horizontes führt dazu, dass der Blick auf die Chancen einer Veränderung gerichtet wird und sich die Sicht vom sturen Eigeninteresse auf das gemeinsame Interesse verlagert. Natürlich: Der Dialog mit den Stakeholdern eines Projektes ist aufwändig, bisweilen hart und nervenaufreibend, mit Kosten verbunden und nicht immer erfolgreich. Einsparungen, Rechtsstreitigkeiten und Bauverzögerungen sind aber in der Regel um vieles teurer und destruktiver. Meine persönlichen Erfahrungen mit der Kommunikation rund um bauliche

*Sichtbarkeit oder Beachtung
gibt dem Menschen jene
Würde, die es ihm erlaubt,
tolerant und offen zu sein.*

und städtebauliche Veränderungen zeigt, dass oft allein schon die frühzeitige, transparente und gesprächsoffene Diskussion eines Anliegens genügt, um verhärtete Fronten zu besänftigen. Die Wahrnehmung des Problems wird manchmal zur Lösung, womit ich wieder beim Begriff der Sichtbarkeit angekommen bin. Sichtbarkeit oder Beachtung gibt dem Menschen jene Würde, die es ihm erlaubt, tolerant und offen zu sein.

Zu den eigenen Stärken stehen

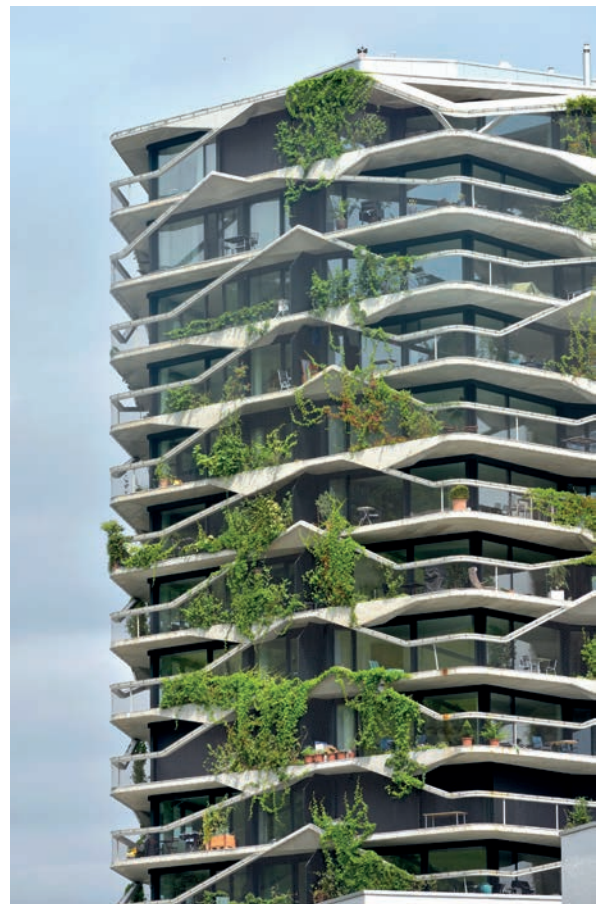
Ich wünsche mir eine konstruktivere, fröhlichere und selbstsicherere Schweiz. Eine tolerante, visionäre, integrierende Schweiz, die ihre Stärken pflegt und bewahrt. Unser Land darf für mich gegenüber Europa und der Welt lautstark und mit Stolz sein basisdemokratisches Bottom-up-Modell als Gegenpol zum dominierenden Top-down-Modell vertreten. Ich wünsche mir Schweizer und Schweizerinnen, welche die latente Bewunderung für die Effizienz autoritärer Haltung verurteilen, sei es von streng hierarchisch geführten globalen Konzernen, oder von Ländern wie China oder Saudi-Arabien. Ebenso sollten wir nicht vor der Grösse der Globalisierung oder Europas erstarren; denn um Zwingli zu zitieren: «Die grosse Zahl macht nicht die Wahrheit». Als Willensnation ist der Dialog zwischen den Landesteilen, in den Kantonen, in den Gemeinden, aber auch der Dialog zwischen den Sozialpartnern sowie unter den verschiedenen Gesellschaftsschichten Teil unserer DNA und unseres Wohlstandes. Erklären wir dies unseren Partnern in Europa und in der Welt. Erklären wir dies unseren ausländischen Arbeitskollegen, unseren Expats und ausländischen Führungskräften in Wirtschaft und Verwaltung. Legen wir unsere schweizerische Bescheidenheit ab: Ich wünsche mir eine Schweiz, die ihre Ideen mit der Vehemenz und Überzeugung unserer grossen Vorfahren vertritt. ■



Zum Autor

Der Sozialpsychologe **Werner Schaeppi** begleitet Unternehmen, Institutionen und Behörden im Dialog mit den vielfältigen Stakeholdern von regionalen, städtebaulichen und baulichen Entwicklungen. Er studierte an der Universität Zürich und unterrichtet als Gastdozent an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW und am Institut für Finanzdienstleistungen der Hochschule Luzern. Er ist Mitinhaber der Kommunikationsagentur Creafactory AG und des Forschungsinstituts mrc research & consulting AG in Zug.

«Grün» als Bestandteil schweizerischer Architektur.



Kulturelle Vielfalt und Solidarität

Von Allan Guggenbühl

Spontan wünsche ich mir eine Schweiz, die sich durch kulturelle Vielfalt auszeichnet und in der Solidarität zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen herrscht. Ich wünsche mir auch ein Land, das der Umwelt Sorge trägt und soziale Gerechtigkeit anstrebt. Ich wünsche mir eine Bevölkerung, die weiterhin den politischen Ausgleich sucht und Extrempositionen vermeidet, weder kritiklos den Kapitalismus huldigt, noch einem kruden Sozialismus verfällt.

Sind das wirklich meine Wünsche? Bei all diesen Erwartungen handelt es sich um Vorstellungen, die in der Öffentlichkeit und meinen Bezugsgruppen diskutiert werden. Ich kann sie mit Leichtigkeit aus meinem Gedächtnis abrufen. Es handelt sich um Qualitäten, die in Konversationen erwähnt, in Diskussionen eingebracht oder in Fragebogen formuliert werden. Wenn ich sie vertrete, dann handelt es sich möglicherweise um eine Anpassungsleistung an meine Umgebung. Ich denke im Rahmen der Zuschreibungen meiner Bezugsgruppen und repetiere, wie man allgemein über die Schweiz denkt.

Heimat ist nicht nur äussere, sondern auch innere Wirklichkeit

Das Heimatland ist jedoch auch eine innere Wirklichkeit. Das Land indem wir leben hinterlässt Spuren in unserer Seele. Schweizer sein bedeutet demnach nicht nur sich in den aktuellen Diskurs über die Schweiz einzustimmen, sondern auch über schweizerische Persönlichkeitszüge zu verfügen. Meist sind sie uns nicht bewusst. Der Grund: wir sind von der Singularität der eigenen Persönlichkeit überzeugt. Wir erleben uns als Mensch mit persönlichen Eigenschaften und

Das Land in dem wir leben hinterlässt Spuren in unserer Seele.

wollen nicht zu einem typischen Exemplar einer Kultur reduziert werden. Die Prägungen durch die heimische Kultur sind nicht leicht zu erkennen. Da wir selber Exponent der betreffenden Kultur sind, ihre Werte leben, merken wir nicht, wie gross sie uns beeinflusst hat. Wir sind in uns selber gefangen. Um kulturelle Prägungen zu erkennen braucht es eine Differenz. Wenn unsere Haltung mit jener der Umgebung übereinstimmt, dann fehlt es uns an Erkenntnisvermögen. Wir sind blind. Doch: Wenn wir unsere Wünsche der Schweiz gegenüber reflektieren, dann müssen wir auch diese tiefere seelische Ebene miteinbeziehen. Unsere bewusst formulierten Wünsche widerspiegeln oft die soziale Blase, in der wir leben. Möglicherweise hegen wir auch andere, uns nicht

bewusste Erwartungen an unser Heimatland. Wünsche, die nicht dem aktuellen Diskurs über die Schweiz entsprechen oder denen wir uns schämen. Solche Wünsche verstecken wir gerne hinter einer Maske der Angepasstheit, oder aber es fehlt uns die Sprache dafür. Es braucht ausserordentliche Situationen, damit sie die Bewusstseinssebene erreichen. Wenn wir in der Fremde sind, in einen Konflikt geraten, herausgefordert und emotionalisiert werden, dann äussern sie sich möglicherweise. Wir werden mit Erwartungen konfrontiert, die im eigenen Heimatland eine Selbstverständlichkeit sind, in der Fremde jedoch unbekannt. Mir selber ist dies bei einer Reise in meine zweite Heimat geschehen

Reflektion von «Heimat» auf Basis einer Auslandsreise

Flughafen Edinburgh. Für meine Mitreisende war der Gang durch den Zoll, zur Gebäckabgabe und durch die Flughafenhalle mühsam, da sie wegen Altersbeschwerden kaum gehen konnte. Sie war auf Hilfe angewiesen. Endlich erreichen wir den Ausgang. Wo gibt es ein Taxi? Vor dem Ausgang treffen wir auf eine lange Kolonne wartender Taxis. Das Eigenartige ist jedoch: die Schlange endet vor dem Flughafenausgang! Wer also ein Taxi besteigen will, der muss an einer langen Schlange wartender Taxis vorbei um den vordersten Wagen zu erreichen. Nur diesen darf man besteigen. Offensichtlich eine Absurdität! Ich bin verärgert über dieses unmögliche System. Wieso kehrt man die Schlange nicht um? So, dass das erste Taxi gleich beim Ausgang steht? Ich bringe meine Kritik bei den Taxifahrern an. «We have been telling this the authorities since a long time!» antworten die Taxifahrer und zücken resigniert ihre Schultern. Dass dies für Menschen mit Gehbehinderungen äusserst unangenehm ist, realisieren sie, doch eben: Die Autoritäten erkennen das Problem nicht! Diskussionen über weitere Schritte wurden nicht geführt und streiken bringe nichts. Ist das alles, was sie unternehmen? Wie steht es mit Petitionen? Eingaben? Direkten Gesprächen und Pressearbeit? Irritiert besteige ich schliesslich ein Taxi. Ich verstand diese Akzeptanz des Verdikts der Autoritäten nicht.

Im Fond des Wagens sitzend realisiere ich, dass der Schweizer in mir reagiert hat. Obwohl ich auch britischer Staatsbürger bin, das Wappen Schottlands auf meinem Wagen aufgeklebt habe und einen Kilt meines Clans besitze, ist mir dieses Untertanenverhalten fremd. Als Schweizer verstehe ich mich nicht als Untertan, sondern als aktiver Bürger. Als solcher habe ich ein Recht zu rebellieren, meinen Unmut zu äussern und mir Gehör zu verschaffen. Ich kümmere mich auch selber um konkrete Anliegen. Ich habe diese schweizerische Haltung internalisiert. In mir wirkt die Geschichte der Schweiz nach, der Kampf gegen die Habsburger und der Bund der Waldstätte. Ich bin mir gewohnt über Sachfragen nachzudenken und abzustimmen. Bezeichnenderweise steht in meinem Schweizer Pass, dass ich Bürger von Zürich bin, während in meinem britischen Pass aufgeführt wird, dass die Königin gnädigst mir erlaubt in Grossbritannien ein- und auszureisen!

Zum Autor



Allan Guggenbühl ist schottisch-schweizerischer Psychologe und dipl. analyt. Psychotherapeut. Seine Kindheit verbrachte er in Omalia, Nebraska, seine Schulzeit in Zürich. Er absolvierte das Studium der klassischen Gitarre bei Manuel Lopez in Mexiko City. Aktuell ist er Leiter des Instituts für Konfliktmanagement und Mythodrama (IKM) und der Abteilung für Gruppenpsychotherapie für Kinder und Jugendliche an der kant. Erziehungsberatung der Stadt Bern. Analytischer Psychotherapeut mit Praxis in Zürich. Berater für Konfliktmanagement für Lehr- und Führungspersonen von Organisationen und Schulen. Dozent für Psychologie und Pädagogik an der Päd. Hochschule des Kantons Zürich. Referent und Ausbilder insbesondere zu den Themen Konfliktmanagement, Gewaltprävention, Intervention in Konfliktfällen, Teamentwicklung, Kommunikation, Adoleszenz, Erziehung, Männer und Buben in Ausbildung und Beruf. Autor zahlreicher Fachbücher und Artikel. Aktuelle Publikationen: «Die vergessene Klugheit» (Hogrefe Verlag 2017) und «Für mein Kind nur das Beste. Wie wir unseren Kindern die Kindheit rauben» (Orell Füssli Verlag 2018).

Kein Untertanenland dank Debattenkultur

Mein Wunsch an die Schweiz ist, dass wir nicht auch zu einem Untertanenland werden. Natürlich, Grossbritannien ist eine lebendige und uralte Demokratie. In der Art, wie diese gelebt wird, unterscheidet sich die Schweiz fundamental von Grossbritannien, so wie sich die demokratischen Traditionen von Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien von der Schweiz unterscheiden. Schweizer sind sich gewohnt selber Macht auszuüben, mitzureden und zu entscheiden. Sie delegieren sie nicht an die «authorities», Politiker, die bewundert oder beschimpft werden. In der Schweiz besteht eine Kultur der konstanten Einmischung. Jeder will und hat ein Recht seinen «Senf» dazugeben. Wir erwarten, dass wir auch bei Sachfragen, Gesetzen und neuen Ideen mitreden und bestimmen dürfen. Politiker zu sein ist in der Schweiz darum ein konstanter Frust, ausser man sieht seine Arbeit als Dienst am Volk. Die Skepsis Autoritäten gegenüber zeigt sich nicht nur in der Politik, son-



Gelebte kulturelle Vielfalt im Berufsalltag.

Wir scheinen vermehrt den Untertanenmodus zu übernehmen.

dem ist in der DNA der Schweizer Psyche. In vielen Institutionen, wie Schule, Hochschule oder Gesundheitswesen, herrscht eine Palaver-Kultur. Man diskutiert und vernehmst, bis eine Entscheidung da ist. Auch wenn jemand Chefarzt, Rektor, CEO oder Geschäftsführer ist: mitreden und seinen Einfluss geltend machen dürfen alle. Eine Debattenkultur hat zur Folge, dass sich Entscheidungsprozesse verlangsamen und Neuerungen verzögern. Sie hat jedoch den immensen Vorteil, dass Entscheide breit abgestützt sind und die meisten eine

Änderung akzeptieren. Leider ist diese Qualität der Schweizer gefährdet. Wir scheinen vermehrt den Untertanenmodus zu übernehmen, den ich in meiner zweiten Heimat immer wieder antreffe und der in den meisten europäischen Ländern Usus ist. Weil man sich Europa gegenüber öffnen will, werden scheinbar effizientere Führungsstrukturen eingeführt. Schulen, Hochschulen und Institutionen im Gesundheitsbereich werden top down geführt. Man richtet sich nach Standards, die «zwingend» umgesetzt werden müssen. Entscheide werden nicht diskutiert und abgewogen, sondern die Leitung «hat beschlossen». Vergessen wird, dass das Einmischen uns auszeichnet und eine der grossen Stärken der Schweiz ist. Ich wünsche mir darum ein Land, indem sich alle ins politische Leben einbringen und den Autoritäten die Stirn zu bieten wagen. Die Schweiz ist der anständige Rebell Europas. ■



Rückbesinnung auf das Gute der Vergangenheit

Von Peter Baumgartner-Jost

Mein Wunsch wäre, dass wir uns zurückbesinnen, was uns vom letzten Weltkrieg verschonte, denn die Gegenwart kann mit jener von 1933 verglichen werden.

Daher wollte 1934 mein Schwiegervater, ein Eidgenosse, wissen was uns mit dem Führer bevorsteht und hat sein Buch «Mein Kampf» gekauft. Es war damals die grossmehrheitliche Einigkeit, unsere Freiheit um jeden Preis zu verteidigen, die uns letztlich vom Krieg bewahrte.

Grenzen des Wachstums

Dann sind wir mit Wachstum enorm verwöhnt worden. So, dass die Warnungen des Club of Rome (und von Al Gore) vor den Grenzen des Wachstums fahrlässig überhört wurden. Jetzt, über 40 Jahre später, haben wir wertvolle Jahre verloren. Es wäre mein Wunsch wir könnten wie damals, unpolarisiert, freund-eidgenössisch geeint, auch die kommenden Herausforderungen meistern.

Grenzen des Liberalisierens

Mit Jahrgang 1930 bin ich patriarchalisch aufgewachsen und alt geworden. Mein Eindruck, dass wir mit einem berechtigten Ziel, immer wieder in die gegenteilige Extremposition vordringen, nervt mich. Hitler wollte, dass der reinarische Mensch dominiert, und heute soll die globalisierte Mischung aller Menschen dominieren. Auch das Liberalisieren hat eine Grenze, dort wo das laissez-faire beginnt. Mit der heute radikalen Gleichstellung von biologisch nachweislich Ungleichem,

leidet Familie und Erziehung. Es wäre mein Wunsch, unsere bewährt pluralistische Heimat mit direkter Demokratie bliebe erhalten. Die traditionelle Familie ist und bleibt dazu die beste Lehrmeisterin.

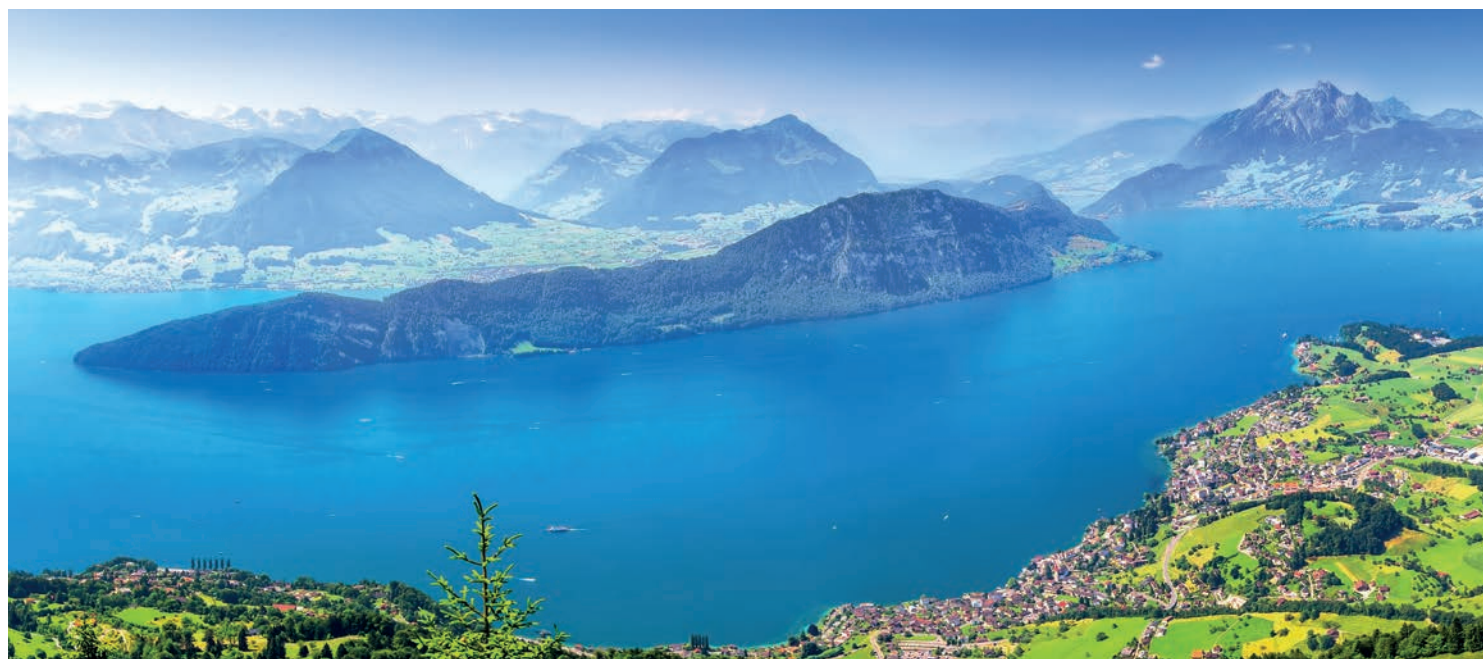
Grenzen der Reformversuche in der medizinischen Versorgung

Blamabel sind gegenwärtig die Reformversuche im Bereich der medizinischen Versorgung. Der Prämienzahler und Patient hat keine Stimme. Die heisse Kartoffel wird von einem Interessevertreter zum anderen geschoben. Was brauchen und wollen wir eigentlich?

Dazu hätte ich folgende Wünsche: Es könnte sich als lohnend erweisen, für alle Erst- und Zweitmeinungen einen fixen Betrag dem Patienten zu verrechnen und wie bei der Haftpflichtversicherung ein Bonus- und Malus-System einzuführen. Es ist unhaltbar, den solidarischen Grundgedanken mit Adrenalin-süchtigen zu strapazieren. Und warum müssen sich die Krankenkassen marktwirtschaftlich konkurrenzieren? Da alle mit dem «gleichen Wasser» kochen, verdienten sie vom Kartellgesetz entlassen zu werden. Das wäre sinnvoller als eine Verstaatlichung. Der medizinische Fortschritt der letzten 50 Jahre ist überwältigend und beängstigend. Aus eigener Erfahrung wünschte ich, dass folgende drei Bücher von Dr. M. Bircher-Benner eine zeitgemässe Neuauflage erhalten: Ernährungskrankheiten Band 1 und Band 2 1928/1932 erschienen. Und 1934: Die Verhütung des Unheilbaren.

EXIT bin ich beigetreten, weil ich in meinem letzten Lebensjahr lieber von einem Veterinär als von einem Spitzenchirurg

Die prächtige Zentralschweiz. Das Herz unseres Landes.



behandelt werden würde. Dieses letzte Lebensjahr belastet die Krankenkassen massiv. Ich wünschte daher, dass EXIT eine einheitliche Patientenverfügung erstellt, die von den Krankenkassen honoriert wird. In meiner Verfügung verzichtete ich auf einen Herzschrittmacher ab 80 Jahren. Den natürlichsten Tod lasse ich mir nicht nehmen.

Die falsch verstandene Chancengleichheit hat im medizinischen Bereich Spuren hinterlassen. Einst war das Medizinstudi-

Mit der radikalen Gleichstellung von biologisch Ungleichem, leidet Familie und Erziehung.

um die Königsdisziplin der Besten. Statt den Numerus clausus zu verhängen, wäre es sinnvoller gewesen die Anforderungen zu erhöhen. Ich wünschte, dass wir vermehrt wieder ganzheitlich gebildete Heiler, statt spezialisierte Behandler ausbilden, die es sich gefallen lassen müssen, sich den Tarmed Vorgaben zu unterziehen. ■

Zum Autor



Peter Baumgartner-Jost

- ▣ Geboren in Zürich am 1.5.1930
- ▣ Aufgewachsen in Baden und Ennetbaden
- ▣ Nach Gemeinde und Bezirksschule, Lehre als Maschinenschlosser bei BBC.
- ▣ 1953 Abschluss Dipl Automobil Ing. HLL Biel
Anschliessend 2 1/2 Jahre Aufenthalt in USA
Zuerst in Werkstätten von zwei Caterpillar Vertretungen in New Jersey und Kalifornien gearbeitet. Dann ein Jahr Ausbildung auf allen US Produkten, welche die Firma Ammann in der Schweiz verkauft. Dann folgten in der Schweiz 37 Dienstjahre für Ammann Langenthal
- ▣ 1957 heiratete ich Margrit Jost und habe zwei Töchter.
- ▣ PS: Mit 66 Jahren begann mein Leben, ohne Vorgesetzte, zur Alzheimer vorbeugung. Mit dem Resultat bin ich zufrieden, werde ich doch laufend 10 Jahre jünger geschätzt.



Souverän, frei, stark

Von Thomas Fuchs

Nur Souveränität und Freiheit unserer Heimat ermöglichen eine starke Schweiz. Deshalb wünsche ich mir eine Aussenpolitik, welche von Selbstbewusstsein geprägt ist und die Wahrung der sicherheitspolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen der Eidgenossenschaft und ihrer Bürger in der Welt Rechnung trägt.

Neutralität

Darunter stelle ich mir eine Aussenpolitik vor, die sich an der Unabhängigkeit der Schweiz und dem Ziel des Schutzes der Freiheit ihrer Bürger orientiert. Insbesondere ist die Weiterführung der bewährten, immerwährenden Neutralität der Schweiz zwingend notwendig. Nur so kann die lange Schweizer Tradition des Vermittelns und des Ausgleichs ihren positiven Beitrag zum Frieden in der Welt leisten.

Liebe zur Heimat

Neben Eigenständigkeit und Freiheit ist mein grosser Wunsch eine verstärkte Liebe zu unserer Heimat und zu den Menschen in unserem Land, die Pflege unserer Traditionen, die Bewahrung unserer Identität und unserer Kultur. Nur wer seine eigene Kultur und Herkunft schätzt, kann andere Kulturen achten oder sich nötigenfalls ihrer erwehren, wenn sie aggressiven, unsere eigene Kultur verdrängenden Charakter zeigen.

Verantwortung gegenüber unseren Vorfahren

Ich wünsche mir innig, dass die Verbundenheit mit unseren Vorfahren niemals abbricht und dass die Verantwortung für unsere Nachkommen immer im Bewusstsein bleibt. Wir müssen für nachfolgende Generationen eine schweizerische Heimat bewahren, die ein selbstbestimmtes Leben in Frieden, Freiheit und Sicherheit ermöglicht.

Kein EU-Beitritt

Am wichtigsten ist es jedoch, dass die Schweiz niemals Mitglied der zentralistischen, bürokratischen und demokratiedefizitären Europäischen Union wird, denn unsere Schweizer Kultur ist reichhaltig und vielfältig und mit den benachbarten Kulturnationen freundschaftlich verbunden. Der Erhalt unserer Volkskultur und der Kulturdenkmäler hat dabei hohe Bedeutung.

Verteidigung der freiheitlich demokratischen Grundordnung

Die Ausbreitung des radikal-fundamentalistischen Islams in der Schweiz lehne ich entschieden ab und bin bereit, die schweizerischen Werte und unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung gegen Fanatismus und Extremismus entschieden zu verteidigen und für die Erhaltung und Weiterentwicklung unserer Leitkultur und unserer Lebensart in Frieden und Freiheit einzutreten.

Zusammenhalt ergibt Stärke.



Starke Landesverteidigung

Als Oberst der Schweizer Armee liegt mir eine umfassende und glaubwürdige Landesverteidigung zur Sicherung der Unabhängigkeit und des sozialen Friedens unserer Heimat am Herzen. Es ist wünschenswert, dass Auslandseinsätze von Schweizer Soldaten ausschliesslich freiwillig und nur für Katastropheneinsätze, humanitäre Aufgaben, zur Friedenssicherung und unter UNO-Mandat erfolgen.

Hilfe zur Selbsthilfe

Einer meiner weiteren Wunschvorstellungen ist, dass sich unsere Schweizer Entwicklungshilfe vermehrt am Grundprinzip der Hilfe zur Selbsthilfe orientiert. Es steht der Schweiz gut an, wenn sie zur Bereinigung von schwelenden internationalen Krisensituationen die seit Jahrzehnten anerkannten «guten Dienste» anbietet, aber immer die eigene Neutralität hochhält. Es ist nicht nur Wunsch sondern Pflicht, dass der Zustrom von Migranten aus oft ganz fremden Kulturen und

Der Schutz der in der Welt einzigartigen direkten Demokratie und der Volksrechte hat höchste Priorität.

unter dem Deckmantel der verfehlten Asylpolitik massiv eingedämmt wird. Das Eingehen und Erfüllen internationaler Verpflichtungen darf nicht zum Nachteil der Schweizer Bevölkerung erfolgen.

Hochhalten der Verfassungsprinzipien

Unser Land soll fortwährend den demokratischen, rechtsstaatlichen, republikanischen, gewaltenteilenden und bundesstaatlichen Verfassungsprinzipien treu bleiben, den Respekt vor dem Leben und der Menschenwürde hochhalten und zu den liberalen Grundfreiheiten wie Meinungs-, Versammlungs- und Pressefreiheit stehen. Der Schutz der in der Welt einzigartigen direkten Demokratie und der Volksrechte hat höchste Priorität.

Gemeinsam handeln

Freiheit und Verantwortung des Einzelnen und der Gemeinschaft zur Demokratie, zum freiheitlichen Rechtsstaat und zu den Prinzipien der Marktwirtschaft sind Grundprinzipien des Zusammenlebens in der Schweiz und müssen für die nachfolgenden Generationen bewahrt und verteidigt werden. Diese Ziele erreichen wir aber nur gemeinsam. Helfen Sie mit? Es ist Fünf vor Zwölf! ■



Zum Autor

Thomas Fuchs

- *Banklehre bei der Hypothekarkasse des Kantons Bern*
- *Abschluss als dipl. Immobilienverwalter mit eidg. Fachausweis*
- *USA-Stage bei Privatbank Brown Brothers Harriman & Co. an der Wall Street in New York*
- *höheres berufsbegleitendes Studium und Abschluss als Kaufmann HKG, dipl. Betriebswirtschafter HF*
- *seit 25 Jahren Kreditspezialist bei einer Schweizer Grossbank, Direktionsmitglied und Mitglied der Schweizerischen Bankiervereinigung*
- *Weitere Tätigkeiten / Hobbies*
Alt Nationalrat, alt Grossrat Bern, Ehrenpräsident Junge SVP Kanton Bern und langjähriger erster Vizepräsident Junge SVP Schweiz bis 2002, seither Ehrenmitglied der Jungen SVP Schweiz. Seit 2002 Präsident der SVP Bümpliz und seit 2018 Präsident der SVP Stadt Bern. Ab 1995 Mitglied des Stadtrates von Bern (u.a. Präsident der Finanzkommission), von 2002 bis 2018 Mitglied des Grossen Rates des Kantons Bern und Mitglied der Justizkommission und Leiter der Oberaufsicht über die Generalstaatsanwaltschaft. Seit 1990 Präsident der Samaritervereinigung der Stadt Bern und Präsident des Verbandes der Krankenmobiliemagazine. Langjähriger Sekretär und seit 2008 Präsident der Schweizerischen Vereinigung Pro Libertate, Präsident Parteiunabhängiges Komitee PIKOM, Aarau. Militär: Oberst, San Sup Kp 9/4 8, C Stabsgr ICMM.

Mehr Mut für unser Land

Von Thomas Bornhauser

So schnell kann's gehen! Gut 20 Jährchen sind vergangen, seit das Europa der EU den Aufbruch zu neuen Ufern versprach. Zwar gab es nach dem Untergang der Sowjetunion nur noch eine einzige Weltmacht, die USA. In Europa aber fanden sich Helmut Kohl und François Mitterand für ein Projekt mit globalem Anspruch. Nichts weniger als der grösste Binnenmarkt der Welt sollte hier entstehen, und parallel dazu ein politischer Block auf Augenhöhe mit den Vereinigten Staaten von Amerika.

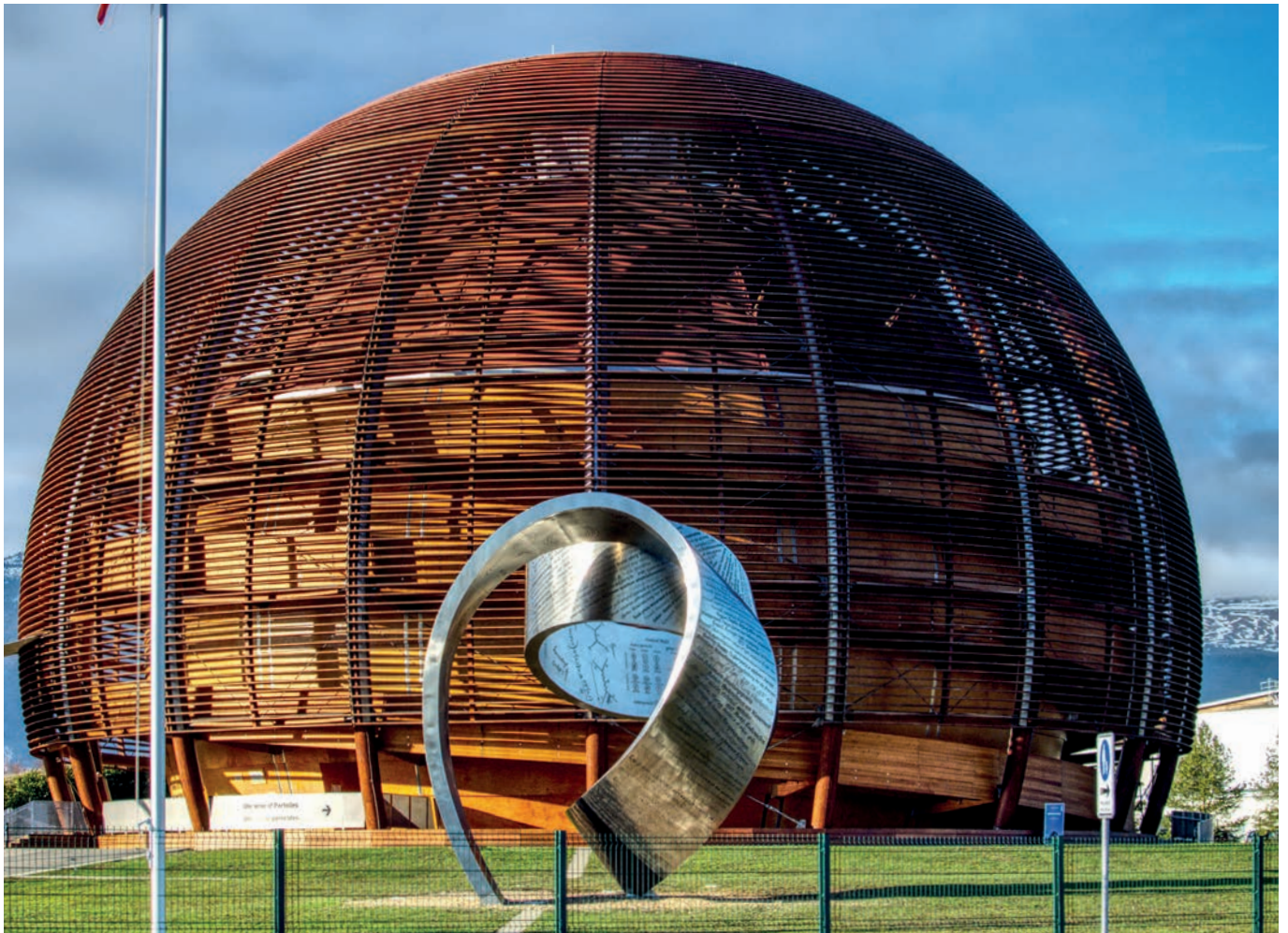
Und heute? Herausgefordert werden die USA am ehesten vom Reich der Mitte. Das Europa der EU hingegen sieht seine Einheit durch mannigfaltige Zentrifugalkräfte bedroht. Grossbritannien hat genug von Brüssel. Italien macht es den USA unter Trump nach getreu der Devise: Zuerst wir Italiener! Frankreich unter Macron spricht zwar vornehm, handelt aber kaum weniger egoistisch und ist von sozialer Instabilität bedroht. Ganz zu schweigen von den neuen EU-Ländern im Osten des Kontinents. Kurzum: Die EU hat wenige Versprechungen eingehalten; am wenigsten die grossen.

Weniger Mauern, mehr Markt

Die Schweiz hat sich im gleichen Zeitraum weitaus erfolgreicher entwickelt. Längst überwunden scheint die Orientierungslosigkeit zu Beginn der 90er Jahre. Das historisch überraschende Nein zum EWR zwang das Land, sich in Eigenregie zu modernisieren in einer neuen Welt mit weniger Mauern und mehr Markt. Anders als von vielen Unkenrufern damals prophezeit, gab es sehr wohl einen Weg jenseits von EU-Mitgliedschaft und Isolation. Ausserhalb der EU mit ihrer protektionistisch wirkenden Zollunion hiess das – und heisst es bis heute – im Kern: Leistungsbereitschaft im Innern und Öffnung nach aussen.

Im Ergebnis ist die Schweiz heute ein seltener Hort von Wohlstand und Stabilität mitten in einem instabil gewordenen EU-Europa. In grossen europäischen Ländern wie Italien oder Frankreich sind die herkömmlichen Parteien weitgehend aufgegeben worden. Bei uns in der Schweiz hingegen wird von einem Erdbeben geredet und geschrieben, wenn eine Bundesratspartei 2 Prozentpunkte gewinnt oder verliert. Die Stabilität inmitten von Verwerfungen und Orientierungsarmut spricht

CERN (Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire) in Meyrin.



für die Anpassungsfähigkeit von Wirtschaft und Politik, von Arbeitnehmern und Bürgern.

Global hat der System-Triumph des Kapitalismus gegen den Kommunismus die Karten neu gemischt, mit teils krassen Gegensätzen zwischen Jung und Etabliert und Alt. Auch im reichen Europa ist die wirtschaftliche Realität für viele Menschen bitter bis perspektivenlos. Für Durchschnittsverdiener in Frankreich reicht der Lohn bestenfalls fürs Begleichen der Grundbedürfnisse. In Ländern wie Italien, Spanien oder Griechenland ist annähernd die Hälfte der jungen Leute arbeitslos. Wer weiss, wohin das noch führt, wenn Millionen junger Menschen von ihren Gesellschaften als verzichtbar bis überflüssig behandelt werden! Und im angeblich so wohlhabenden Deutschland müssen immer mehr ältere Leute zum Essen Tafeln besuchen, also Hilfsorganisationen für mittellose Menschen. Wissenschaftlich formuliert, gibt es im EU-Europa wachsende Einkommensunterschiede. Oder ethisch auf den Punkt gebracht: Das stolze Europa ist auf dem besten Weg sozial zu versagen. Und Brüssel ist ausserstande, die Geburtsfehler des Systems wie etwa die gemeinsame Währung für höchst unterschiedlich starke Volkswirtschaften nachhaltig zu überwinden.

Der Binnenmarkt ist nicht alles

Da wirkt es wie ein Wunder, dass die Schweiz von derlei Turbulenzen bisher verschont geblieben ist. Gegenüber der EU hat man auf der bilateralen Schiene erfolgreich laviert. Fraglich scheint indes, ob dieses Rezept auch weiterhin taugt. Der angeschlagene EU-Koloss macht auf hart und stur, wie die Briten im Rahmen ihres Brexits nervenaufreibend erleben. Da wird noch einiges an Druck und an Erpressungsversuchen aus Brüssel zu erwarten sein. Umso mehr erhoffe ich mir von der Schweizer Politik Schlaueheit und Mut. Wir sind zwar auf einen gut funktionierenden Austausch mit dem riesigen Binnenmarkt der EU angewiesen. Aber dieser Binnenmarkt ist nicht alles. Im Gegenteil: Als Aussenhandelsnation brauchen wir weltweit möglichst unbeschränkte Marktzugänge. Und die

Umso mehr erhoffe ich mir von der Schweizer Politik Schlaueheit und Mut.

grössten Wachstumsmärkte für unser Land liegen nicht in der EU, sondern in Amerika und Asien. Hinzu kommt der Trumpf unserer starken Volkswirtschaft. Auf Respekt können wir auch in Brüssel am ehesten dann zählen, wenn unsere Wirtschaft unverzichtbare Leistungen produziert. Was im Klartext heisst: Die wirtschaftsfreundliche Pflege unserer hiesigen Rahmenbedingungen sollte nicht eine Frage von rechts gegen links sein, sondern ein gemeinsames gesellschaftliches Ziel.

Mit Wirtschaftsfreundlichkeit allein aber ist es nicht getan. Denn die Dynamisierung der Wirtschaft durch Globalisierung und Digitalisierung kann auch bei uns die hässlichen Seiten des Kapitalismus befördern. Die Devise 'the winner takes it all' hat keinen Platz in einem Land, das sich als Eid-Genossenschaft versteht. Damit meine ich keineswegs vorsätzlich höhere Steuern. Gefordert ist vielmehr die Wirtschaft selbst mitsamt ihren Führungskräften, und gefordert sind auch die Aktionäre. Gewinne sollten noch mehr in Innovation und in gute Löhne investiert werden. Neue Lösungen machen unsere Wirtschaft



Zum Autor

Thomas Bornhauser (Jahrgang 1955) hat in Genf und Berlin internationale Beziehungen studiert. Er ist Vater von drei erwachsenen Kindern. Von 1993 bis 2016 arbeitete er als Chefredaktor der Luzerner Zeitung und trug in dieser Funktion dazu bei, dass das Medienhaus LZ Medien in dieser Zeit zu den erfolgreichsten des Landes zählte und die Zeitung trotz heftigem Strukturwandel ihre Leserschaft als praktisch einziger grosser Titel halten konnte.

stark. Und Arbeit muss sich lohnen. Fantasielöhne für CEOs hingegen sind und bleiben auch volkswirtschaftlich Unsinn. Noch mehr Aufmerksamkeit für derlei Fragen würde ich begrüssen. Denn jene an der Spitze sind an persönlichem Ansehen speziell interessiert. Und sozialverträglich verhalten sich Menschen am ehesten dort, wo Transparenz gewährleistet ist.

Die neue Apartheid

Insgesamt dürfen wir auch in der Idylle dieses kleinen Landes nie den Blick für soziale Herausforderungen verlieren. Je mehr deren Bewältigung ohne Zwang auskommt, desto besser für eine liberale Gesellschaft und eine dynamische Volkswirtschaft. Noch gibt es bei uns im Gegensatz zur EU die Zeitbombe der Jugendarbeitslosigkeit nicht. Konkret heisst das: Unsere Ausbildung muss erste Priorität behalten. Wir brauchen weiterhin akademische Kaderschmieden. Aber wir brauchen noch mehr gesellschaftliche Anerkennung für die Berufsbildung. Und, unendlich viel mehr als heute, sind neue Aus- und Weiterbildungssysteme für reife Menschen vonnöten. Ausbildung heisst für uns Jugend. Sinnvolle Bildungsangebote für Ü50 hingegen wirken exotisch bis überflüssig. Da gibt es für Unis und Hochschulen ungemähte Wiesen. Wir werden im Durchschnitt älter und bleiben länger gesund. Wir sollten länger arbeiten. Aber unsere Arbeitsmärkte werden zur neuen Apartheid-Zone für reife Menschen. Das ist so menschenverachtend wie volkswirtschaftlich dumm. Aber kaum eine grosse Partei in diesem Land hat sich bisher an die Knochenarbeit zur Bewältigung dieser historischen Herausforderung gemacht. Wie andere grosse Herausforderungen dieses Landes aber können wir sie kaum mit links gegen rechts, sondern am ehesten in gemeinsamer Anstrengung lösen. ■

Warum die Schweiz unabhängig bleiben muss

Von Thomas Kaiser

Wenn man sich Gedanken darüber macht, wie unser Land in Zukunft aussehen soll, ist es unerlässlich, wichtige Meilensteine in seiner historischen Entwicklung zu kennen und Revue passieren zu lassen. Denn nur wer die Geschichte des eigenen Landes kennt, kann auch eine Vorstellung darüber entwickeln, wie das Land in Zukunft aussehen soll.

Was zeichnet unser Land aus? Warum ist es, wie der ehemalige Schweizer Botschafter, Paul Widmer, in seinem Buch «Die Schweiz als Sonderfall» schreibt, tatsächlich ein Sonderfall? Was ist in der Schweiz anders als in den Nachbarländern, und warum müssen wir das bewahren und dürfen es nicht

für irgendeinen Internationalismus und gar eine Mitgliedschaft in der EU preisgeben?

Schon im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit entstanden in einzelnen Kantonen gewisse Freiheitsrechte, die es sonst in Europa kaum oder überhaupt nicht gab. Die Landschaftsgemeinde ist ein Zeuge aus dieser Zeit.

Als in die frühdemokratischen Formen der frühen Neuzeit die Ideen der Aufklärung wie Rechtsgleichheit und Gewaltenteilung Eingang fanden, wurde der demokratische Ansatz weiterentwickelt. Es war meist ein zäher Kampf um mehr Mitbestimmung und Rechtsgleichheit, der sich in den Kantonen abspielte und in der gesamten Entwicklung bis hin zu einem direktdemokratischen Staat eine entscheidende Rolle spielte. Die Freiheit

Frei sein.



wuchs nicht einfach auf den Bäumen, sondern war nur durch ein beharrliches Ringen zu erreichen. Denn eines galt damals wie heute: Wer Macht hat, gibt sie selten freiwillig ab.

Erfolgsgeschichte der Eidgenossenschaft

Im Zeitalter der Nationalstaaten wurde die Gründung des Schweizer Bundesstaates 1848 Wirklichkeit – einer Nation, die über die Sprach-, Kultur- und Konfessionsgrenzen hinweg, dem Willen der Menschen folgend, entstanden ist. Damit setzte sich die Erfolgsgeschichte der kleinen Eidgenossenschaft fort, die mit dem Bund der drei Waldstätten ihren Ursprung genommen hatte. Die Verfassung von 1848 begründete schon den Sonderfall. In keinem der umliegenden Staaten gab es nur annähernd solche demokratischen Rechte. Im Deutschen Reich z. B. arbeitete die Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche eine Verfassung aus, die nie umgesetzt wurde. Die Wahl des preussischen Königs zum deutschen Kaiser durch die Nationalversammlung lehnte der Monarch ab mit der Begründung: «Ihr habt mir gar nichts zu bieten. Das mache ich mit meinesgleichen ab. Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.» Als mit der Revision der Schweizer Bundesverfassung von 1874 das Referendumsrecht auf Bundesebene eingeführt wurde und

1891 das Initiativrecht hinzukam, hatte die Schweiz endgültig die umliegenden Staaten im Ringen um Freiheitsrechte und Demokratie um Meilen hinter sich gelassen. Bis heute besitzt keiner der europäischen Staaten nur annähernd so umfassende demokratische Rechte wie die Schweiz. In Einzelfällen obliegt es oft den Regierungen, ein politisches Geschäft dem Volk zur Abstimmung vorzulegen oder nicht. Beispiel dafür bietet die Abstimmung Grossbritanniens über den Austritt aus der EU. 2013 hatte der britische Premier David Cameron versprochen, das Volk über den Verbleib Britanniens in der EU abstimmen zu lassen. Österreich hingegen kennt das Volksbegehren, das das Parlament verpflichtet, wenn innert einer Woche 100 000 beglaubigte Unterschriften zusammenkommen, über ein bestimmtes politisches Geschäft zu debattieren, jedoch ohne rechtliche Konsequenz.

Die Schweiz ist von unten nach oben aufgebaut

Die europäischen Demokratien sind in der Regel repräsentative Demokratien mit Regierung und Opposition. Mehrheiten entscheiden. Verliert eine Regierungspartei oder eine Koalition die Mehrheit, ist ein Regieren nahezu unmöglich, meist sind Neuwahlen die Folge. Wie anders ist doch das System der Konkordanzdemokratie der Schweiz. Hier geht es um gemeinsame Konsensfindung in politischen Sachfragen, damit

Denn eines galt damals wie heute: Wer Macht hat, gibt sie selten freiwillig ab.

sich die grosse Mehrheit der Bevölkerung vertreten fühlt. Die Schweiz ist im Gegensatz zu Frankreich oder Deutschland von unten nach oben aufgebaut und nicht «top down», wie man gerne auf neudeutsch sagt.

Die Schweiz – ein demokratischer Sonderfall

Wenn man diesem Umstand Rechnung trägt, dann zeigt sich schon sehr deutlich, dass die Schweiz ein demokratischer Sonderfall ist und bleibt, der in einem zentralistischen System wie der EU niemals Bestand haben kann, ausser die Bürger verzichten auf ihre Freiheitsrechte, auf die politische Mitsprache mit allem, was dazugehört, letztlich auf ihre Souveränität.

So wünsche ich mir die Schweiz aber nicht in Zukunft. Denn gerade das darf sie nie tun. Aufgrund des politischen Systems haben sich Besonderheiten entwickelt, die unbedingt erhalten und in Zukunft ausgebaut werden müssen. Neben der direkten Demokratie, die unter anderem in Fragen der Aussenpolitik dem Parlament und den Bürgerinnen und Bürgern viel mehr Mitsprache einräumen muss, gilt es, unser Milizwesen zu schützen und nicht neoliberalen Ideen wie der «Private Public Partnership» (PPP) zu opfern. Unter dem Euphemismus der «Professionalisierung» werden bereits demokratisch gewachsene Strukturen umgekrempelt, um sie der Kontrolle und Organisation der Bürger zu entziehen. Wir beobachten das bei sogenannten Gemeinde- und Schulreformen, aber auch bei der «Professionalisierung» des Samariterwesens und anderer Freiwilligenorganisationen. Am Schluss geht es nur noch um Business, aber nicht mehr um die gegenseitige Hilfe der Menschen und die direkte Mitsprache.



Thomas Kaiser ist Jahrgang 1958, aufgewachsen in Süddeutschland, hat er an der Universität Tübingen Germanistik und Geschichte studiert. Seit 1987 lebt er in der Schweiz. Er unterrichtet an verschiedenen Bildungsinstituten in Zürich. An der Hochschule für Wirtschaft Zürich hat er einen Lehrauftrag in Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Er ist Mitglied der Redaktion der Zeitschrift «Zeitgeschehen im Fokus», die dreiwöchentlich erscheint.

Da die Schweiz ausser Wasser kaum natürliche Ressourcen besitzt, muss die Förderung der Bildung weit oben auf der Prioritätenliste stehen. Die Volksschule muss wieder der Kontrolle des Volks unterstellt werden. Abgehobene Pädagogen, Politiker, IT-Berater und Changemanager dürfen nicht unkontrolliert das Schulwesen umkrempeln und zu einem Instrument der Wirtschaft machen. Bildung ist viel mehr, als Arbeitskräf-

Ein neutrales Land muss immer ein Hort des Friedens und des Dialogs bleiben.

te und Spezialisten für die Wirtschaft zu generieren. Aber heute geht es vor allem um Big Business und den viel gerühmten Wohlstand, der mit allen Mitteln erhalten werden muss. Doch muss die Frage erlaubt sein: Wohlstand für wen und wozu? Damit die Schere zwischen Arm und Reich noch weiter auseinandergeht?

Erhalt der staatlichen Souveränität

Die Wirtschaft muss dem Menschen und unserem politischen System dienen und nicht umgekehrt. Seit der Bundesrat den Entscheid über den EU-Rahmenvertrag ausgesetzt hat, werden Wirtschaftsfachleute mobilisiert, die für eine Annahme dieses Knebelvertrags werben. Die staatspolitische Frage, wieviel Souveränität uns dabei verloren geht, stellen die Wirtschaftsapologeten nicht. Souveränität wird auf einmal mit «dynamischer» EU-Rechtsübernahme gleichgesetzt. Aber dass sowohl Parlamentarier als auch Bürger in der Folge in vielen Belangen nichts mehr zu sagen haben, wird tunlichst verschwiegen.

Eine weitere wichtige Säule der Schweiz muss die Neutralität bleiben. Sie hat dem Land in stürmischen Zeiten Ruhe und ein gewisses Mass an Sicherheit gebracht. Neutralität muss auch Neutralität bleiben. Es kann keine Annäherung an die EU oder die Nato erfolgen, bzw. es muss einen sofortigen Austritt aus der Nato-Unterorganisation Pfp (Partnership for Peace) geben. Auch ein Sitz im Uno-Sicherheitsrat ist mit der Neutralität unvereinbar. Ein neutrales Land muss immer ein Hort

des Friedens und des Dialogs bleiben, damit andere Staaten in Krisenzeiten einen Mediator haben. Die Neutralität muss bewaffnet sein, sonst ist sie bald verloren. Denn wer sich nicht verteidigen kann, muss im Ernstfall Allianzen schmieden und verliert dadurch seine Neutralität und Souveränität.

Bürgerinnen und Bürger müssen Frau oder Herr im Hause Schweiz bleiben

Es gibt noch so vieles, was die Zukunft der Schweiz sichert und das Leben in diesem Staat lebenswert macht: Dazu braucht es einen Bundesrat, der nicht führt, sondern ausführt, was Volk und Parlament ihm auftragen, einen Föderalismus, der den Kantonen mehr Verantwortung überträgt, die Gemeindeautonomie, die den Menschen in ihrem direkten Lebensumfeld umfassende politische Mitsprache und Gestaltung garantiert, eine unabhängige Stromversorgung, eine eigenständige Landwirtschaft, die so viel wie möglich produzieren kann, um die Versorgung der Menschen mit Lebensmitteln sicherzustellen und vieles mehr.

Für die Zukunft ist es wichtig, dass wir Bürgerinnen und Bürger Frau oder Herr im Hause Schweiz bleiben. Unser System ist so aussergewöhnlich, dass es den meisten Menschen, die in unser Land kommen, nicht verständlich ist. Das Milizwesen, die direkte Demokratie sind nicht nur Organisationsformen, sondern im gewissen Sinne Lebenshaltungen. Deren Erhalt muss unser ganzes Streben gelten. ■

Weniger Wunschdenken dafür mehr Realitätssinn

Von Irene Aegerter

Wir leben in einem wunderschönen Land, es geht uns sehr gut, wenn nur die Politik nicht wäre. Die Politik wird immer gehässiger, sie teilt das Land in Gute und Böse. Die Gräben werden immer tiefer, die Medien schaukeln das üble Spiel auf und die Debatten werden immer lauter und unehrlicher. Ich wünschte mir etwas mehr Realitätssinn und mehr Ehrlichkeit in der Politik und vor allem mehr naturwissenschaftliches Wissen bei unseren Volksvertretern, damit Gesetze auch umgesetzt werden können.

Beispiel Energiegesetz

Stattdessen verpackt man Wunschdenken in Gesetze wie beim Energiegesetz: Auf dem Papier kann man so einfach fordern, man müsse 43% Energie einsparen und 13% weniger Strom verbrauchen. Gleichzeitig will man den Umstieg von Benzinautos auf Elektromobile, will statt Ölheizungen elektrische Wärmepumpen – wie passt das zusammen? Widersprüche zuhauf. In der EU wurde gesetzlich vorgeschrieben, wie hoch der Ausstoss an Stickoxiden und CO₂ bei Dieselmotoren sein darf. Wie man das erreichen kann, überliess man den «In-scheniören», denn für diese ist bekanntlich nichts zu «schwör» und dann wundert man sich über den Dieselskandal!

Bei der Radioaktivität fordert man so tiefe Grenzwerte, dass viele Orte in der Schweiz wegen der natürlichen Strahlung nicht mehr bewohnbar wären! Doch wen kümmert's? Welcher Politiker weiss Bescheid über Radioaktivität?

Flutterstromproduzenten vs. Grundlastproduzierende Werke

Wir wollen unsere Kernkraftwerke nicht erneuern, sondern diese durch Sonne und Wind ersetzen. Grundlast produzierende Werke können aber nicht durch Flutterstromproduzenten ersetzt werden. Die installierte Leistung in Kilowatt sagt nämlich nichts darüber aus, wie viele Kilowattstunden produziert werden. Doch wie viele Politiker kennen den Unterschied zwischen Leistung und Energie? Politiker und Medien bejubeln jede neue Solaranlage, die so und so viele Haushalte mit Strom versorgen kann – übers Jahr. Ein Ferrari hat auch genügend

Wieviele Politiker kennen den Unterschied zwischen Leistung und Energie?

Leistung, aber wenn der Tank leer ist, nützt das nichts. Das ist das Gleiche wie wenn die Sonne nicht scheint, dann nützt die installierte Leistung auch nichts. Zudem geht die Sonne jeden Abend unter – und dann? Jahresdurchschnitte haben ihre Tücken, denn Strom ist ein besonderer Saft, er muss genau in dem Moment produziert werden, wenn er verbraucht wird. Das geht mit Sonne und Wind nicht! So wird die Stromver-

Die Vielfalt der Schweiz verstehen.





Irene Aegerter

- *Verheiratet mit Simon Aegerter, Dr. phil. nat.*
- *2 Söhne (1969 und 1972), 3 Enkel (1994, 1996, 2004) und 1 Enkelin (2007)*
- *Studium Physik, Mathematik, Astronomie Universität Bern, 1963 lic. phil. nat.*
- *Promotion 1966 Universität Bern, Dissertation wurde am Eidg. Institut für Reaktorforschung (EIR) in Würenlingen (heute PSI) ausgearbeitet.*
- *1967 Forschungsaufenthalt am Tata Institute of Fundamental Research in Bombay.*
- *1967-1969 Postdoc UCLA Kalifornien*
- *1969 Kinderpause und Stadtratsmandat (Legislative 1976-1981) in Bern.*
- *1981-1989 Wiedereinstieg bei Gebr. Sulzer Kommunikationsbeauftragte für technische Projekte*
- *1989-2000 Vizedirektorin Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke (VSE)*
- *2001-2007 Mitglied Eidg. Kommission für die Sicherheit der Kernanlagen (KSA). Ab 2006 Vorsitzende Fachausschuss «Strahlenschutz und Entsorgung».*
- *2004-2014 Vizepräsidentin Schweiz. Akademie der Techn. Wissenschaften (SATW)*
- *Seit 2000 geschäftsführende Vizepräsidentin the cogito foundation*

sorgung zur Glaubensfrage und die Versorgung vor allem im Winter, wenn die Sonne wenig scheint, wird gefährdet!

Statt Geldwäscherei nun Stromwäscherei?

Schweizer Stromversorger bauen Windanlagen an Küsten im Ausland und verkaufen ihren Kunden Strom aus erneuerbarem Wind, der nie bei ihnen ankommt. Statt Geldwäscherei gibt's heute Stromwäscherei. Mit Herkunftsnachweisen von Windstrom wäscht man importierten Kohlestrom, um diesen als «erneuerbar» zu verkaufen – Ablasshandel hiess so etwas früher.

Zauberwort «smart»

Mit der Digitalisierung braucht es klar mehr naturwissenschaftliches Wissen. Man träumt vom smart Grid und will in allen Haushalten smart Meters installieren. Smart heisst das Zauberwort, das niemand definiert hat, damit jeder es so nutzen kann, wie es für ihn passt, um seine smarten Lösungen auf dem Papier anzubieten. Selbstverständlich darf jedermann eine eigene Meinung, einen eigenen Glauben haben, aber die Fakten, die physikalischen Gesetze gelten für Alle. Doch man muss diese kennen! 2+2 ist immer 4, nicht 3 oder 5 je nachdem wen oder wann man fragt. Glauben darf man, aber Wissen ist besser! Wissen muss wieder Eingang in die Politik finden. Wir leben in einer technischen Welt. Auf Knopfdruck gibt es Licht, Wärme Musik und Antrieb für Maschinen und Computer. Aber Viele wissen nicht mehr, was hinter den Schaltern und Knöpfen abläuft. Wie komplex das Stromsystem ist. Es ist zur Blackbox geworden. Das müssen wir ändern!

Ich wünsche für meine Enkel eine ehrliche Schweiz!

Naturwissenschaftliche Grundbildung

Es geht uns heute immer noch sehr gut, doch wie lange noch? Ich wünsche für meine Enkel eine ehrliche Schweiz! Eine Schweiz, welche die Jungen für die technische Zukunft ausbildet, damit sie echte Lösungen für Probleme finden – nicht nur auf dem Papier.

Unsere Berufsbildung ist gut, doch was macht man mit Soziologen, Politologen, Kommunikationswissenschaftlern? Sie brauchen dringend eine naturwissenschaftliche Grundausbildung, um die Welt zu verstehen, genau wie Mediziner und Biologen! Wie kann man eine Gesellschaft in einer technischen Welt beraten, wenn man die Technik nicht versteht? Das Leben ist so viel interessanter, wenn man das, was hinter Schaltern geschieht, versteht. Die Freude an Technik muss aber schon in den Krippen und Kindergärten geweckt werden, damit Jugendliche keine Angst mehr vor Physik und Chemie haben! Das und mehr Ehrlichkeit in der Politik wünsche ich mir für die Zukunft der Schweiz. ■

Wider Gesetzes- und Verordnungsflut durch Widerstand von unten

Von Walter E. Abegglen

«Je verdorbener ein Staat, desto mehr Gesetze hat er» meinte der römische Senator und Historiker Publius Cornelius Tacitus (ca. 56-120 AD) als Rom ein «europäisches» Weltreich beherrschte. Wie sieht es denn in der heutigen Schweiz aus?

Zur Illustration

Die amtliche Sammlung des Bundesrechtes beispielsweise für den Zeitraum von 2013-2015 weist 5435 Seiten an verabschiedeten Gesetzen und Verordnungen jährlich aus. Provisorische Zahlen für die ersten 22 Tage des Januars 2019 lassen ein Monatstotal von 400-500 derartiger Seiten erwarten. Dabei verabschiedet der National- respektive Ständerat jeweils nur das entsprechende Gesetz (und im Referendumsfall wird nur dieses dem Stimmvolk unterbreitet), nicht aber alle das jeweilige Gesetz «ausdeuschenden» Verordnungen der Bundesverwaltung. Ein Beispiel: Das am 1. Mai 2017 neu in Kraft getretene Lebensmittelrecht umfasst zusätzlich zum eigentlichen Gesetzestext vier Verordnungen des Bundesrates sowie 23 Verord-

nungen anderer Bundesämter plus 200 Seiten Erläuterungen, das heisst insgesamt 2080 Seiten!

Kann jeder Volksvertreter überhaupt wissen und verstehen, was er/sie da jeweils beschliesst? Und kann er/sie verfolgen, ob ein Gesetz seinen Zweck erreicht, unerwartete Nebenwirkungen auslöst oder durch nachträgliche Verordnungen ent- oder verschärft wird? Sicher ist, dass jeweils eine Mehrheit der gesetzgebenden National- und Ständeräte sich bei jedem Gesetzesentscheid auf die Beurteilung durch die sie vertretenden Kommissionsmitglieder verlassen muss.... und auf jene der jeweiligen Parteispitzen.

Gesetzes- und Verordnungsflut und ihre Konsequenzen

Diese Situation macht aus unserer Schweiz noch keinen verdorbenen Staat. Aber sie hat zur Folge, dass die Bundesverwaltung mit der Gesetzes- und Verordnungsflut wächst bzw. wachsen muss, die Rechtsabteilungen der grösseren Wirtschaftsunternehmen ständig vergrössert werden müssen, die Universitäten mehr Juristen, Politikwissenschaftler u.ä.m. produzieren und KMUs respektive Privatpersonen immer öfters

Freiräume nutzen und eigene Wege gehen!





Walter E. Abegglen (geboren 1934) wuchs in Luzern und Hergiswil NW auf. Er studierte zwischen 1953 und 1961 Betriebswirtschaft in St. Gallen (Lic.oec.HSG 1959) und Hamburg, unterbrochen durch die damals noch übliche Militärdienstzeit bis zur Brevetierung als Leutnant, Sprachaufenthalte in Frankreich, Grossbritannien und Spanien sowie Praktika in Zürich (6 Monate bei der Swissair) und bei einer Sportartikelfirma in Paris. Er begann seine berufliche Laufbahn 1961 bei Procter&Gamble International in Genf, wo er als Marketing Assistant und später Zone Manager die Gewinnverantwortung zuerst für Märkte in der Karibik, dann im Mittleren Osten und schliesslich in Süd- und Zentralamerika trug. Anfangs 1968 wechselte er als Berater zu McKinsey&Company. Dort führte er als Projektleiter und ab 1973 als Partner (damals Principal) Projekte durch für Grossunternehmen wie auch KMUs in der Schweiz, den USA, Frankreich, Holland und Deutschland. 1975 gründete er die Beratungsfirma Abegglen Management Consultants. Zu den Kunden gehörten Unternehmen wie BBC/ABB, Hoffmann-LaRoche, Forbo, Lonza, Philips (Schweiz) sowie einige Unternehmen des Gross- und Einzelhandels. 1981 bis 1982 sanierte er als InterimsGD den Coop Zürich, präsidierte während einer Wahlperiode die ASCO (Association Suisse des Conseils en Organisation) und war auch Mitglied des ExCo der FEACO (Fédération Européenne des Associations de Conseils en Organisation). Ende 1996 verkaufte er seine letzten Anteile an der Beratungsfirma seinen Partnern. Seither widmet er sich teilzeitlich der familieneigenen Immobiliengesellschaft und betätigt sich gelegentlich als Autor. Er ist Gründer der Bewegung Sonderfall Schweiz (www.bewegung-sonderfall-schweiz.ch) und Mitglied der Gruppe Giardino.

den Rat von Juristen, Anwälten, Treuhändern suchen müssen. Dafür fehlen uns beispielsweise Mediziner, ChemikerInnen, Krankenpfleger/innen, Ingenieure usw.! Dies alles lässt zwar unser Bruttozial- oder Bruttoinlandprodukt auch wachsen. Aber macht das uns BürgerInnen wohlhabender? Unser Leben einfacher? Sicher nicht!

Eingeschränkter persönlicher Freiraum

Jedoch noch bedauerlicher, schlimmer als dieses Umlenken von gut ausgebildeten Menschen auf letztlich weniger produktive Tätigkeiten ist die Tatsache, dass jedes neue x-te Gesetz uns BürgerInnen neue Verhaltensvorschriften auferlegt, unseren persönlichen Freiraum einschränkt, uns mit Strafen bedroht und uns befürchten lässt, bald nicht mehr mit Sicherheit wissen zu können, was alles uns verboten ist und wir schliesslich resignierend nur noch das zu tun suchen, was uns durch Gesetz und Verordnung ausdrücklich erlaubt ist!

Die Schweiz als Nanny-Staat

Diese Entwicklung macht aus unserer Schweiz immer noch keinen verdorbenen Staat. Aber sie wird so zu einem Nanny-Staat. Die Bundespolitik nimmt uns liebevoll und besorgt an die Hand, zeigt uns wie wir richtig leben sollen, was wir tun oder nicht tun dürfen, sorgt sich um und für uns von der Wiege (KESB) bis zur Bahre (KESB). Wir sind doch nicht die Kinder unserer Bundespolitiker! Und eine Grenze zwischen

Wir sind doch nicht die Kinder unserer Bundespolitiker.

diesem Nanny-Staat und gesetzlich basierter – freiheitsfeindlicher – Sozialvormundschaft hat noch niemand aufgezeigt. Der französische Philosoph Bernard-Henry Lévy hat das so gesagt: «Un état totalitaire c'est un état qui se fantasmé comme instituteur de la société». Das wäre dann eine verdorbene Gesellschaft in einer totalitären Schweiz!

Nötiger Widerstand von unten

Ich wünsche mir, dass die BürgerInnen unseres Landes beginnen, sich gegen ihre zunehmende politische und persönliche Entmündigung aufzulehnen und dem immer stärker wachsenden Machtanspruch der nationalen Polit-Aristokratie entgegenzutreten. Anfangen müsste ein solcher Protest in den Gemeinden, auf Stufe der lokalen politischen Parteien wo der Einfluss (und das Interesse) der national wirkenden Berufspolitiker gering ist. ■

Die Schweiz gemeinsam weiter bauen

Von Eduard Käser

Auf meinem Wunschzettel über die Schweiz existieren vor allem drei Baustellen: eine ökologische, eine urbanistische und eine soziokulturelle.

Die ökologische Baustelle

Die Schweiz weist atemberaubend schöne Landschaften auf, vor allem in den Alpen, aber das sind Knipslandschaften. Viele Touristen sehen die Berglandschaft in der Tat so, wie sie einmal Robert Musil beschrieben hat: Als ob man ihr eine Marke aufkleben und sie in den nächsten Briefkasten werfen könnte. Heute dient sie vor allem als Selfie-Hintergrund. Ich wünsche mir aber nicht eine solche Schönschweiz, wie sie der Stadtwanderer Benedikt Loderer nennt, sondern eine Schweiz der lebbareren, «geselligen» Landschaften. Und damit meine ich nicht die Landschaft als «Arena» immer ausgeflippterer Sportivitäten: Extremklettern, Alpinmarathon, Paragliding, Rafting, Canyoning, Bungeejumping, MountainBiking. Ich denke vielmehr an ein «erweitertes» Umweltbewusstsein, das bereits in unseren Wohnumgebungen Landschaften sieht, sie aus dem alltäglichen Raum des Lebens und Miteinanderlebens entstehen lässt. Solche Landschaft ist nicht geplant oder verordnet. Sie wächst oft kleinräumig in Hinterhöfen, in gemeinsam

Ich wünsche mir aber nicht eine Schönschweiz... sondern eine Schweiz der lebbareren «geselligen» Landschaften.

genutzten Schrebergärten, in urbanen Brachen, in aufgelassenem Industriegelände. Ich sehe darin eine sanfte Revolte gegen das Apriori der Bodennutzung. Ökologie in den Händen jener, die einen Ort bewohnen. Die Schweiz, die ich mir wünsche, bestünde grossenteils aus solchen Orten. Sie mündet nicht notwendig in ökologische Anarchie.

Die urbanistische Baustelle

Die urbanistische Baustelle ist eigentlich ein Aspekt der ökologischen. Die Schweiz ist stark urbanisiert und suburbanisiert. Städteplaner und Architekten in Europa beginnen sich auf eine alte Funktion der Stadt zurückzubedenken. Städte waren immer auch Biotop des Lokalen: der Durchmischung und

Alt und modern im ergänzenden Miteinander.



Zum Autor



Eduard Kaeser

Geboren 1948 in Bern. Studium der theoretischen Physik, anschliessend der Wissenschaftsgeschichte und Philosophie an der Universität Bern. Promotion in Philosophie. Bis 2012 Gymnasiallehrer für Physik und Mathematik. Seit der Pension als Publizist und Referent tätig über Themen zwischen Wissenschaft und Philosophie. In neuerer Zeit konzentriert sich das Interesse auf das Thema der Anthropologie im Zeitalter des Künstlichen (siehe auch die Kolumnenserie in der NZZ «Conditio techno-humana»). Daraus resultiert auch die Teilnahme an zahlreichen Diskussionsforen. Im Oktober 2018 verlieh ihm die cogito foundation ihren hochdotierten Jahrespreis in der Aula der Universität Zürich.

gegenseitigen Belebung von lokalen, kleinräumigen Lebens-, Kultur-, Gewerbe- und Wirtschaftsformen. Die fruchtbaren Phasen grosser Kulturen sind gekennzeichnet durch den Wildwuchs solch kleinräumiger Milieus – durch das Mikrobenartige der Subkultur. Wer einen Blick in die Nischen und Zwischenräume weniger zentraler Stadtquartiere wirft, wird ein pulsierendes Leben entdecken. Jenes Leben, das in den ökonomisierten Zonen der Städte erstickt.

Die soziokulturelle Baustelle

Schliesslich die wichtigste Baustelle, die soziokulturelle. Von Karl Valentin stammt der Satz: «Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.» Was aber, so könnte man fragen, wenn wir heute eigentlich immer nur in der Fremde lebten? Bei der Fremde denken wir ja meist an entfernte Orte. Aber die gibt es heute immer weniger. Es gibt die Fremde in der Nähe, im eigenen Quartier, im eigenen Haus. Gelegentlich hört man in Diskussionen und Leserkomentaren den Ausdruck «fremd im eige-

Man ist «hiesig», wenn man von hier ist. Das muss nichts mit Herkunft zu tun haben.

nen Land.» Die Klage ist alt. Man kennt sie aus dem alten Griechenland. Man sprach vom Fremdort, vom «xenos topos»: man gehört nicht ganz dahin, wo man ist; und man lebt mit Leuten zusammen, fühlt sich aber nicht ganz zugehörig. Eine Situation, die viele von uns kennen. Man könnte sie als Xenotop bezeichnen. Wäre das nicht eine passende Charakterisierung der Schweiz mit einer Bevölkerung, die immer heterogener wird?

Ein neues Heimatkonzept

Von da aus wäre auch ein neues Heimatkonzept ins Auge zu fassen. Heimat ist heute ein Appell an die politische Phantasie. Sich ein Zusammenleben vorstellen, wo der Gegensatz zwischen Eigenem und Fremden durchaus noch besteht, aber nicht mehr als scharfer Gegensatz: wir hier – ihr dort. Es gibt ein Wort im Deutschen, welches diesen Heimatgedanken ausdrückt: hiesig. Man ist «hiesig», wenn man von hier ist. Das muss nichts mit Herkunft zu tun haben. Hiesig werden kann auch der Zugewanderte, vorausgesetzt, wir teilen «hier» einen Lebensentwurf. Dann ereignet sich Heimat. Man kommt noch einmal zur Welt. Zu einer gemeinsam eingerichteten Welt. In einer Schweiz, wie ich sie mir wünsche. ■

Impressum

Herausgeber

Stiftung Freiheit & Verantwortung
Verein Gesellschaft und Kirche wohin?
Pro Libertate

Verlag

Schweiz. Vereinigung Pro Libertate
Postfach 587
3052 Zollikofen

Redaktion

lic. phil. Josef F. Kümmin
Zeughausstrasse 14 B
8853 Lachen

Grafik, Druck und Auflage

Grafik & Layout: admotion.ch
Druck: Coloroffset, 3012 Bern
Auflage: 17'500 Versandexemplare